

# Der Spiegel

f ü r

**Kunst, Eleganz und Mode.**



Sechster Jahrgang.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. Auf Weltinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. E. W. — Man pränumeriert im Kommissionsamt zu Ofen, in B. Tomala's Kunsthandlung in Pesth und bei allen t. t. Postämtern.

Ueber die Seographen und die Seographie  
überhaupt.

(Beschluß.)

Auch für die Nachtelegraphie läßt sich der französische Seograph gut gebrauchen. Es werden zu diesem Zweck in die Mitte und an die beiden Enden des Hauptflügels, so wie an die Enden der Seitenflügel, bewegliche Laternen gehängt, welche wie eine Schiffslaterne sich immer in senkrechter Lage erhalten und bei Nacht alle Stellungen des Seographen deutlich bezeichnen.

Seitdem die Franzosen ein so aufmunterndes Beispiel gegeben haben, fand es auch bald in andern Ländern Nachahmung. England legte zuerst nach den Franzosen Seographenlinien an, und zwar die erste zwischen London und Dover; dann folgte Schweden. Endlich wurde auch der Plan zu der ersten Seographenlinie in Deutschland zwischen Berlin und Köln entworfen, welcher bald ausgeführt sein wird. Das Publikum sieht der Eröffnung der Korrespondenz mit Neugierde entgegen. In Ostindien sind die Seographen in der Präsidentschaft Bombay bereits so gut eingerichtet, daß der Präsident aus einer Entfernung von 500 englischen Meilen in 8 Minuten Nachricht erhält.

Auch nach Chappes Erfindung bemühten sich noch viele scharfsinnige Köpfe, theils neue Seographen zu erfinden, theils die schon erfundenen zu vervollkommen und zu vereinfachen. Der Physiker Conté, Vorsteher des aerostatischen Instituts zu Meudon, erfand

den sogenannten aerostatischen Telegraphen, welcher im Kriege, namentlich für belagerte Festungen, zum Signalisiren brauchbar scheint. Dieser Telegraph besteht aus acht Zylindern von schwarzem Wachs- tafel, welche in Zwischenräumen von vier Fuß über einander hängen und, durch Strike unter sich verbunden, an der Gondel des Aerostaten befestigt sind. Der aeronautische Signalist führt aus hoher Luftregion die telegraphische Korrespondenz, indem er mittelst der durch den Boden der Gondel geleiteten Strike die Tafelzylinder zusammenzieht, wieder aus einander läßt, und auf diese Weise 265 Veränderungen hervorbringen kann. Conté beschäftigt sich auch mit der Erfindung eines aerostatischen Telegraphen, welcher, ohne eines aufsteigenden Signalisten zu bedürfen, an einen 12 Fuß hohen Ballon gehängt, von der Erde aus durch Strike dirigirt wurde. Der Telegraph, welcher in England in einer Postenkette von dem Admiraltätsamt bis an die Seeküste eingerichtet wurde, besteht aus einem Rahmen, in welchem sechs achteckige Bretter um ihre Axen beweglich sind. Wenn diese Bretter vertikal stehen, so bieten sie dem entfernten Beobachter ihre ganze Fläche deutlich dar; legt man sie hingegen horizontal, so bieten sie demselben ihren schmalen Rand dar, welcher der großen Entfernung wegen nicht sichtbar ist. Auf diese Weise geben die sechs Tafeln sehr viele Veränderungen. In England wurden auch, zum Behuf der Signalisirung bei Nacht, Laternen, durch Gas beleuchtet, vorgeschlagen. Sechs derselben stehen auf einem eisernen Gestell pyramidenförmig über einander und kommunizieren durch Röhren mit dem Gasbehälter. Durch abwechselndes Schließen und Oeffnen der Röhren kann das Gaslicht nach Willkühr ausgelöscht und wieder angezündet werden.

Der Engländer Edwards zeigt in einem von ihm verfaßten Werke die Möglichkeit und Leichtigkeit, vermittelt seines *Auticacatelephors* von London aus nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, ja bis nach Calcutta, Nachrichten in einer Minute zu senden und in ein Paar Minuten von dort her Antwort zu erhalten. Mehr kann man wahrlich von der Telegraphie nicht erwarten. Daß Edwards bei der Regierung, welche sonst sehr freigebig mit Ertheilung von Patenten und mit Unterstützung ist, letztere nicht erhielt, ist wohl ein hinlänglicher Beweis für die Nichtigkeit und Unausführbarkeit seines telegraphischen Projekts. Viele ähnliche Vorschläge, die gar nicht, oder höchst selten Anwendung fanden, gingen meistens von den Engländern aus. Bekanntlich ist auch schon von mehreren Seiten der Vorschlag gemacht worden, im Interesse des Handels Telegraphen zu errichten, und in England besteht bereits

eine Telegraphentinte zum Privatdienst für Handelsleute, indessen nur auf einer Strecke von 72 englischen Meilen. Die Kosten derselben betragen nur 2000 Pfund, oder 20,000 Gulden.

Auch Pläne zur Einführung einer Telegraphenpost für Jedermann hat der englische Spekulationsgeist bereits zur Welt gebracht. Die Telegraphenlinie soll von Dover nach Liverpool über London und Birmingham errichtet werden. Alle Berichte, Liebesbriefe sogar, sollen vollkommen geheim bleiben. Die Anlage dieser Telegraphenpost würden nicht über 3000 Pfund, oder 30,000 Gulden kosten.

N. P.

#### Die fischfangenden Kühe.

(Von Roulin in der „Revue des deux Mondes“ mitgetheilt.)

In einer der staatswirthschaftlichen Novellen, welche die Engländerin Miß Martineau herausgab, um die wichtigsten Grundsätze der politischen Oekonomie unter dem Volke gangbar zu machen, in der *Etta* von Garveloch, findet sich eine sonderbare Gewohnheit berührt, die das Hornvieh in gewissen Gegenden annimmt, die, an der See gelegen, einen nur wenig fruchtbaren Boden haben. Garveloch ist ein Eiland, das zu einer an der Westküste von England gelegenen kleinen Inselgruppe gehört. Es ist nur von geringem Umfang, sehr gebirgig, und der Boden an sich könnte nur eine sehr geringe Anzahl von Menschen ernähren; allein die Einwohner haben sich einen kleinen Handel mit Barille eröffnet, die sie aus der Verbrennung von Seegewächsen gewinnen, die das Meer ans Ufer spült; ein Theil der kleinen Bevölkerung nährt sich vom Fischfang, und auch ihre Hautthiere leben zum Theil von Fischen.

Miße Martineau schildert uns im Eingang ihrer Novelle, wie der Eigenthümer der Insel, von einigen Freunden begleitet, dort ankommt, und Einer von ihnen die einzige Mälerei besucht, die damals auf Garveloch zu sehen war. „Habt ihr sonst kein Vieh,“ fragte der Fremde, „als diese zwei ungestriegelten Klepper und jene drei oder vier Kühe, die ich dort im Sumpfe weiden sehe?“ „Ei, das wäre schön, erwidert der Pächter, wenn ich nicht mehr Vieh hätte; dort unten am Ufer ist noch eine Heerde Kühe, welche fischen.“ — „Kühe, welche fischen, sagt ihr? Wie meint ihr das?“ — „Ich meine es nicht anders, als ich es sage: die Kühe sind dort unten am Ufer und fangen sich in den Untiefen Fische zum Futter.“ — Der Eigenthümer von Garveloch belehrt hierauf seinen

Freund, daß alle Hausthiere, selbst die Pferde, gern Fische fressen, wenn an anderm Futter Mangel ist, und daß vorzüglich auf dieser Insel das Hornvieh gewöhnt sei, zur Zeit der Ebbe sich an das Meer zu begeben und die von dem zurüctretenden Gewässer in den Vertiefungen zurückgelassenen Fische aufzusuchen.

Wahrscheinlich hat mancher Leser bei dieser Stelle über die Leichtgläubigkeit der M<sup>s</sup> Martineau gelächelt; allein dennoch ist die Sache vollkommen richtig, und durch das Zeugniß alter und neuer Schriftsteller außer allen Zweifel gesetzt. In einem See P<sup>ä</sup>oniens, berichtet Aelian nach Zenothemis, gibt es gewisse Fische, welche das Rindvieh eben so gern frisst, als anderswo das Heu; nur muß man sie ihm lebendig und noch zappelnd vorschütten. Todte Fische läßt es unangerührt. Daß auch in den nördlichen und an der See gelegenen Gegenden von Europa, namentlich in Norwegen, Pferde und Ochsen mit Fischen gefüttert werden, bezeugt Thern Forsk<sup>ä</sup>us. Aus Mangel an anderm Futter bequemen sich diese Thiere auch in heißen Ländern zu diesem Fraße, und auf gewissen Punkten der Küste von Indien gibt man, wie ein ausgezeichnete Ichtheologe, Hr. Valenciennes, bezeugt, den Pferden eine Art Saurus, der in großer Menge gefangen wird. In Ermanglung frischer Fische begnügen sich die Pferde sogar mit eingefalzenen, und jene, die Hr. Calonne im Jahre 1788 von Island nach Frankreich bringen ließ, hatten die ganze Dauer der Ueberfahrt hindurch keine andere Nahrung, die sie auch noch, während sie in Dänkirchen waren, zu sich nahmen. In einigen Theilen A<sup>th</sup>ens mißt man, wenn ich mich recht erinnere, unter das Pferdefutter eine Art Kuchen von gekochtem und gehacktem Fleische. Wenn dies wirklich der Fall ist, so konnte die Erzählung davon, bis sie von Munde zu Munde zu den Ohren der Griechen kam, sich leicht in die Fabel von den Menschenfleisch fressenden Rossen des Diomedes umgestalten. Fleischfressende Pferde sind mir noch nicht vorgekommen, allein ich erinnere mich sehr gut, vor fünfzehn Jahren bei einem Schlächter der Rue Croix-des-Vertus-Champs einen ungeheuer großen Hammel gesehen zu haben, der sich gewöhnlich in der Fleischbant aufhielt, und der am fetten Rückenstücke eines Ochsen mit so großem Appetit wie an einem Büschel Gras nagte. Der englische Reisende W. Moorcroft sah in Ladak eine Race kleiner Hammel, die so zahm wie unsere Hunde häufig in die Häuser kamen, um sich Futter zu suchen. Da sie an den kahlen Granitfelsen, auf denen man sie weiden ließ, wenig zu nagen und zu beißen fanden, so verschlangen diese Thiere gierig Alles, was von der Mahlzeit ihrer Herren übrig

gelassen wurde; lekten die Fleischstücke aus, lasen die Fleischabfälle auf und nagten einen Knochen so rein ab, wie nur ein Hund.

Wenn in Südamerika ein Heuschreckenschwarm sich auf eine Gegend niederläßt, so zehrt er in kurzer Zeit alles Grün mit Stumpf und Stiel auf, so zwar, daß auch nicht ein Blatt an einem Gewächs übrig bleibt, mit Ausnahme gewisser Pflanzen, die wie die Kürbisse mit rauhen Haaren besetzt sind. Dauert der verheerende Zug dieser Thiere länger fort, so verschlingt endlich das Vieh, aus Hunger zur Verzweiflung gebracht, in Ermangelung des gewöhnlichen Futters, die Heuschrecken selbst. Die Milch der Kühe erhält davon einen bisamartigen sehr widerlichen Geschmack, den auch die von den Hühnern gelegten Eier annehmen, während dieses Geflügel von dem Heuschreckenmanna ungemein fett wird.

Doch um wieder auf die Fische zurückzukommen, so begreift sich wohl leicht, daß wenn grasfressende Thiere sich an ein solches Futter gewöhnen können, es den fleischfressenden noch weniger Mühe kosten wird, im Nothfalle sich auf den Fischfang zu verlegen. In verschiedenen nördlichen Ländern, namentlich in Kamtschatka, werden die halbwilden Hunde, deren sich die Einwohner den Winter über zum Vorrath ihrer Schlitten bedienen, im Sommer, wo man sie nicht mehr brauchen kann, aus dem Hause gejagt und gezwungen, sich selbst ihren Unterhalt zu suchen. Die meisten von diesen Thieren begeben sich hierauf ans Meeresufer, wo man sie den ganzen langen Tag bis an den Bauch im Wasser die Bewegungen der Fische belauern sehen kann, wobei ihnen keiner entgeht, der in den Bereich ihrer Zähne kommt. Wenn der Herbst herannahet, kehren die Hunde dahin zurück, wo sie hergekommen sind, und finden stets die Wohnung ihrer alten Herren wieder.

Der Fuchs fischt auf dieselbe Weise wie der Hund, d. h. indem er den Fisch mit den Zähnen zu fassen sucht, selbst auf Gefahr in die Schnauze gebissen zu werden. Die Katze hingegen bedient sich ihrer Pfote, indem sie durch einen raschen Griff den Weißfisch oder Gründling, der sich dem Ufer zu sehr genähert hat, ans Land zu werfen sucht. Bei den Müllern findet man häufig Katzen, die darin eine große Geschicklichkeit besitzen. Zwar thun sie es nicht aus Noth, sondern wie der Kater des Marquis von Carabas jagte, als er ein großer Herr wurde, bloß zum Vergnügen. Einige von ihnen bringen sogar ihre Beute nach Hause; im Allgemeinen aber scheuen die Katzen sich naß zu machen, und können sich bei ihrem Fischfang nicht entschließen mehr als die Pfote ins Wasser zu tauchen; indeß sah man auch welche, die in der Verfolgung der Fische untertauchten,

und die Zeltung von Plymouth berichtet in einem Blatte vom Januar 1828 ein merkwürdiges Beispiel hievon: „In der Batterie von Devil's-Point befindet sich gegenwärtig eine Kaze, die mit außerordentlichem Muth und Erfolg Fische fängt. Alle Tage taucht sie ins Meer und bringt im Maule lebendige Fische ans Land, die sie für die Soldaten in der Wachtstube niederlegt. Sie ist gegenwärtig sieben Jahre alt, und versteht diesen Dienst eines Fischlieferanten schon sehr lange. Wahrscheinlich hat die Jagd der Wasserratten dieses Thier gewöhnt, die den Kazen eigenthümliche Scheu vor Masse zu überwinden; sie hat es darin so weit gebracht, daß sie sich im Wasser so sehr wie ein neufundländer Hund gefällt. Alle Tage streicht sie am Rande der Felsen hin, die das Meer bespült, und lauert auf Fische, jeden Augenblick bereit, sie bis auf den Grund zu verfolgen.“

Es ist wahrscheinlich, daß alle Felisarten, selbst die größten, es unter gleichen Umständen wie die eben erwähnten Kazen machen; wenigstens ist es bei dem amerikanischen Schaguar eine hergestellte Thatfache \*). Ueber denselben Gegenstand finde ich in meinem eigenen Tagebuche folgende Bemerkung aufgezeichnet: „Am 7. März 1824 langten wir im Dorfe San Carlos, das am Zusammenflusse des Drenoko und Meta liegt, an; wir fanden am Ufer den Nestigen Ciriaco, den Gründer des Dorfes San-Simon, allein wir verweilten nur kurze Zeit bei ihm, weil wir noch vor Einbruch der Nacht das Dorf besuchen wollte. Abends suchte uns Ciriaco wieder auf, um von uns zu erfahren, wie uns seine kleine Niederlassung gefallen habe; wir sprachen lange darüber und hatten oft Gelegenheit seinen Fleiß und seine Einsichten zu bewundern. Als das Feuer angezündet war, wechselte unsere Unterhaltung den Gegenstand bei der Ankunft des Piloten der „Lancha,“ des Superkargo und zweier Matrosen. Die Tiger, der ewige Stoff der Abendunterhaltung, kamen auch wieder an die Reihe. Der Pilot hat an einer Schnellströmung (Randal) des Drenoko eine Tigerin gesehen, die von ihren Jungen begleitet Forellen fischte, indem sie dieselben im Sprung haßte, den sie machten, um über den Wasserfall wegzufegen. Die Jungen, unter die sie ihre Beute vertheilte, hielten sich fern und unbeweglich, um die Fische nicht scheu zu machen; allein als sie gesättigt waren, näherten auch sie sich dem Wasser, bevor sie nach dem Gehölz zurückkehrten, und suchten es ihrer Mutter nachzumachen. Ciriaco erzählte hierauf den Zweikampf eines Tigers mit einem Kro-

\*) Siehe Ausland, 1833, S. 71.

Robil, von dem er Augenzeuge war. Ich gebe seine Mittheilung hier wieder, ohne sie verbürgen zu wollen, obgleich ich beifügen kann, daß der Erzähler mir ein sehr wahrheitsliebender Mann schien. Ich hielt mich, sagte er, am Ufer verborgen, indem ich lauerte, wenn eine Schildkröte ans Ufer käme, um ihre Eier zu legen \*). Plötzlich sah ich längs dem Ufer einen Tiger heranschleichen, der sich herbeimachte, um einem Kaiman, der sich am Gestade sonnete, den Weg nach dem Fluß abzuschneiden. Wirklich erhaschte er ihn auch auf den ersten Sprung; allein der Kaiman stürzte sich mit ihm ins Wasser, und da der Tiger seine Beute nicht fahren lassen wollte, so verschwanden beide zugleich im Flusse. Es dauerte geraume Zeit, und ich glaubte den Tiger schon ertrunken, als ich ihn wieder auf der Oberfläche erscheinen sah, aber allein. Er wätzte sich auf dem Sande und stürzte sich dann wieder ins Wasser, wo er abermals lange nicht wieder zum Vorschein kam, bis er zum zweitenmal ohne seiner Beute ans Land stieg. Erst nach dem dritten Untertauchen schleppte er den Kaiman erwürgt ans Ufer \*\*).

#### Die Reichen in Birmingham.

Nach einer wahrscheinlichen Berechnung gibt es in Birmingham folgenden Vermögen. Drei Personen nur besitzen 1 Million Pf. St. — Zehn, 2 Millionen. — Zwanzig, 5 Millionen. — Fünzig, 4 Millionen. — Hundert, 5 Millionen. Diese verschiedenen Summen multiplizire man mit 25 und man wird sich eine Vorstellung von dem Reichthume machen können, der in dieser Stadt des dritten Ranges ausgehäuft ist.

#### Brenngläser aus Eis.

Size und Eis, wie vertragen sich diese mit einander? Und doch weiß man, daß man durch Brenngläser aus Eis mittelst der Sonnenstrahlen Schießpulver, Papier, Holz und andere brennbare Sachen angezündet hat. Auch Scoresby zündete durch solche Brenngläser Holz an und schmolz Blei. Nichts vergnügte aber seine Matrosen mehr, als wenn er ihre Tabakspfeifen damit anzündete.

\*) Dies thun die Schildkröten nur in der Nacht; wenn sie aber durch etwas daran gehindert werden, so drängt es sie so sehr ihre Eier zu legen, daß sie auch in der größten Sonnenhize ans Land steigen, und dann oft ersticken.

\*\*\*) Eine ähnliche Geschichte erzählt Kapitän Alexander in seinen jüngst zu London erschienenen „transatlantischen Skizzen.“

Alle drängten sich herbei, um eine Pfeife Sabal zu rauchen, welche mit Eis angezündet worden war.

**Pulver zum Puzen des Silberzeuges.**

Man nehme zwei Unzen (vier Loth) Cremor tartari und spanisch Weiß (eine Art Mergel) und eine Unze Alaun, pulverisire alles, vermische es, befeuchte es mit starkem Essig, lasse es trocknen und befeuchte es noch zweimal. Hierauf reibe man das Ganze nochmals zu einem feinen Pulver und hebe es in einem Gläschchen mit einer weiten Oeffnung auf. Will man Silberzeug puzen, so thue man etwas von jenem Pulver in Wasser, reibe das Silber mit einer in die Mischung getauchten Bürste oder einem Leinwandstücke, spüle es in reinem Wasser und trockne es sorgfältig ab.

**In Afrika ist es gefährlich, Prinz zu sein.**

Wenn der König in Senaar stirbt, so folgt ihm sein ältester Sohn auf dem Throne und sogleich werden so viel Brüder des neuen Königs hingerichtet, als man habhaft werden kann. In Abyssinien dagegen werden alle Verwandten des Regenten lebenslänglich auf ein Gebirge verbannt.

Das große Ballfest im Redoutensaale zu Pesth, das am 7. Nov. stattfand und wobei Hr. Joh. Strauß die Musik dirigirte, war außerordentlich besucht und sehr glänzend. Der geniale Komponist wurde mit Jubel aufgenommen und seine Leistungen waren mit solch einem Beifallsturm begleitet, daß der Saal erdröhnte. Elegante Damen gab es in Menge. Es ward auch sehr viel getanzt. — Sonntag, den 10. Nov. wies das zweite Ballfest unter der Leitung des Hrn. Strauß stattfinden und allem Anscheine nach noch brillanter als das erste ausfallen. Wir machen auf das vorzutragende Potpourri: „der musikalische Wortwechsel“, aufmerksam, das vom herrlichsten Effekt ist und gewiß alle Zuhörer überraschen wird. — Hr. Fischer, Pächter des Redoutensaales, der kein Opfer, so groß es auch sein mag, scheut, wenn es das Vergnügen des Publikums gilt, hat sich nun neuen Anspruch auf dessen Dankbarkeit erworben.

**Modenbild. Nr. 45.**

Die Dame: Pariser Anzüge vom 20. Oktober. Atlas-hut. Spizenschleier. Kleid von brochirtem Stoffe. — Der Herr: Londen Anzug vom 16. Oktober. Ueberschlagener Ueberrock, mit einer Seidenschur eingefast.

**Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.**